

Am Brienzersee

Autor(en): **F.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Straßenpartie aus Brienz.

Und nunmehr stand sie als Mizzi Spera vor ihrer überraschten Mutter, die durch so viel Vornehmheit beinahe befangen wurde.

„Ja, so was! Daß du auf oamal kummt und hast gar nix g'schrieb'n!“

Marie sagte, daß sie in künstlerischen Angelegenheiten nach München habe reisen müssen, und da habe es ihr gerade gepaßt, sich wieder einmal daheim umzuschauen ...“

„Dös is aber g'scheidt! Und der Vater werd schaug'n. Wart', i hol'n glei aus der Werkstatt ...“

„Preßiert nich. Ich glaube, er ist immer noch eingeknappt, weil ich zur Bühne gegangen bin und dann wollen doch wir uns erst mal aussprech'n ...“

„Na, die Sprach! Wer di hört, glaubt seiner Lebtag net, daß du a hiesige bist.“

„Bin ich auch nich.“

„Ich mein', hier geboren. Jassas na! Dös schöne Kleid! Und de Schucherln! Madel, wer hätt' si dös amal denkt!“

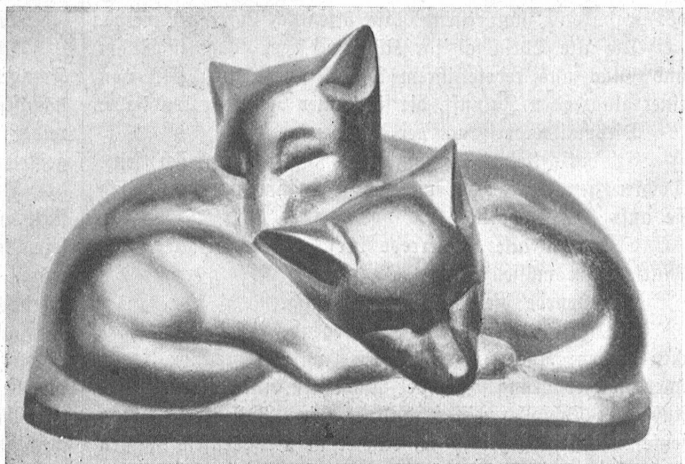
Die Hallbergerin kriegte es aber erst mit dem Wundern, wie der Koffer kam. Spitzenhöschen und Seidenstrümpfe und Hemden, so dünn, wie feines Papier, und andere Dinge, die noch keine Schlossermeisterin gesehen hatte. Da kriegte man einen Begriff, wie nobel das Madel geworden war. Und was es obendrein erzählte von seinen Triumphen, und von Baronen und Grafen, mit denen es umging wie mit feinesgleichen.

„Na, so was! Aber jetzt müaß ma do zum Vater in d' Werkstatt nunter, sunst verdriacht's 'n gar z' stark. Es is a so oft nimmer zum Aushalt'n damit. Allaweil schimpft er, allaweil fangt er auf a neu's o, wia ma sei Kind aus 'n Haus lass'n so, anstatt daß ma's zur Arbet aufziagt. I derf red'n, was i mag, und wann i hundertmal sag, daß du dei Glüd g'macht hast, oder wenn i eahm de Zeitunga gib, de du g'schickt hast, es hilft nix. Und Redensart'n hat er; ma moant, ma hört denselbigen grob'n Mangold red'n, der amal bei uns war. Er gang am liabern nimmer ins Wirtshaus, sagt er, weil 'n d' Leut nach dir

frag'n. Und dahoam fangt er selm o. Neuli is er vor deiner Fotografie g'stand'n, woacht scho, de, wos d' als Firmling drauf bist, und auf oamal hat er si fuchsteufelswild umdraht und hat mir de größst'n Nama geb'n ... i möchts gar net sag'n, was für oa ... Aber jeß mach, mir müaß'n nunter ...“ (Fortsetzung folgt.)

Am Brienzersee.

„Es lächelt der See; er ladet zum Baden“; aber er kann nicht nur lächeln, sondern zeitweise sehr ernsthaft, ja drohend aussehen, wenn der Westwind mächtig einher fährt, daß sich die hohen Bappeln biegen zum Brechen, oder wenn der „Mitschneider“ in schweren Stößen vom Brienzergrat herunter fällt und Wasserschwaden über die Ufermauern spritzen, oder wenn der Föhn, „der älteste Hasler“, Ziegel und lodere Fensterläden auf die Straße wirft. Dann lächeln auch die nicht, welche im schwankenden Ruderboot vom Sturm überrascht werden und bald hoch gehoben, bald in einem Wellental verschwindend, sich mühen, das rettende Ufer zu erreichen. Selbst auf dem stattlichen Dampfschiffe müssen Steuermann und Kapitän alles aufbieten, die Einfahrt zu gewinnen. Den fremden Passagieren, die dem gastlichen Hotel zueilen, ist das Lachen auch ausgegangen; der Einheimische aber schüttelt den Wasserstaub von Hut und Kleidern und meint: „I bi scho me drbi gsi, wo's gstrubuet het.“ Gemüthlicher ist's jedenfalls, wenn der Dampfer auf sonnenbeglänzter Fläche, wo sich die Berge widerspiegeln, dem wald- und wiesengrünen Ufer entlang an der Sommeridylle Iseltwald anlegt zum Austausch von Fahrgästen und dann bei dem kleinen Inselchen vorbeifährt, den Fällen des Gießbachs zusteuert und nach nochmaligem Wechsel von Reisenden sich dem langgestreckten Dorfe Brienz nähert. „Trinket, Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Ueberfluß der Welt.“ Im Norden streckt sich die schroffe Kette des Brienzergrates mit dem kühn gebauten Tannhorn und dem vielbesuchten Rothorn, dessen Bergbahn letzten Sommer eine fröhliche Auferstehung feierte. Im Osten winken die Firnen des Sustenhorns und seiner Genossen. Zahmer, aber dennoch ansehnlich ist der Südwand mit dem Regel des Faulhorns, von Bohren Fritzes Geist umwickert, der dort gewalltet hat.



Moderne Holzbildhauerei von Hans Fugger, Brienz.

Doch auch die Nähe ist schön, und das Dorf reizt, seine Bekanntschaft zu machen. In dieser Schnitzlermetropole nimmt auf dem Hügel „Burgstollen“ die alte Kirche einen hervorragenden Standpunkt ein. Die Aussicht von dort ist nicht mit Gold zu bezahlen; darum ist sie gratis wie die Besichtigung der Schnitzerschule nebenan; beim Zugang zu beiden sagt eine Gedenktafel an einem kleinen Holzhaus, hier sei die Geburtsstätte des Dichters Heinrich Federer, der „Am Fenster“ das Lob dieser Gegend und besonders des Sees gelungen hat. In der Mitte der Ortschaft erinnert der muntere Wasserspender „Fischerbrunnen“ an den Begründer der oberländischen Holzschnitzerei, Christen Fischer. Wer für diese Kunstindustrie Interesse hat, besucht außer der Schnitzerschule auch die Werkstätten von Hans Huggler und seiner Brüder Peter und Albert. Eine besondere Stellung nimmt Emil Thomann ein als Vertreter der kirchlichen Kunst, der sich mit Christusfiguren, Kreuzfixen und Heiligen einen bekannten Namen gemacht hat, wie die Vorgenannten als Tier- und Menschendarsteller.

Auf dem Hügel Fluhberg tummeln sich im Tierpark Gemsen, Steinböcke und Edelhirsche als Modelle der Schnitzler und zwei alte Steinadler hocken träge auf ihren Stangen. Der Fanzhauserstein nebenan besagt, daß man mit Dankbarkeit des Forstmannes gedenkt, der durch Förderung von Wildbachverbauungen und Aufforstungen die Gegend sichern half vor zerstörenden Ausbrüchen der Bergbäche, die sich jetzt als gezähmte Unholde so friedlich gebärden. Ein Anziehungspunkt ist auch die Gartenbauschule „Vindenhof“, wo junge Kräfte unter kundiger Leitung ihre gärtnerische Ausbildung holen und die Gegend verschönern.

An schönen Sonntagen gibt es „Auszug aus Aegypten“; nach emsiger Wochenarbeit in Werkstatt und Feld suchen die Dorfbewohner die schönen Punkte der Umgebung auf: den Gießbach, der auch zum hundertsten Mal seine Anziehungskraft nicht verliert; Weiterstrebende machen von da aus den angenehmen Waldgang nach dem fremdenbelebten Feltwald. Andere ziehen ostwärts am Rinderjubiläum des Strandbades vorbei nach dem sonnigen Schwanden unter wilden Flüssen und bösen Bergbächen, ein origineller Anblick für Maler und Nichtmaler. Andererseits ist die rasche Autofahrt auf die Höhen von Axalp ein begehrter Sport; aber rüstige

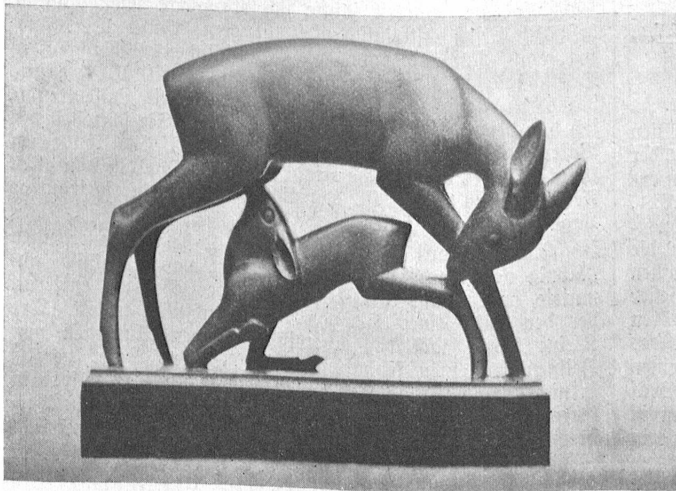


Geburtshaus Heinrich Federers in Brienz.

Berggänger brauchen kein Benzin und steigen fröhlich hinauf zum Bergsee von Hinterburg, wo Hindenburg noch nicht gewesen ist; denn er hat sonst zu tun. Vielleicht sieht man dort Gemsen auf den Grasbändern weiden. Auf alle Fälle sucht der Stimmkräftige ein lange verklingendes Echo zu weiden, während die Gefährten sich zu einem erfrischenden Picknick das beste Plätzchen aussuchen und sich die Hüte mit Alpenblumen schmücken. In diesem erhabenen Naturtempel empfindet man ohne Worte: „Könnt' ich zum Augenbilde sagen: Verweile noch, du bist so schön!“

Geräuschvoller geht es auf dem Berge gegenüber zu, von dem das alte Brienzerlied sagt: „Die schönste Aussicht von der Welt ist auf dem roten Sore!“ Die tapfere Bergbahn und froher Wandermut führen hier beim Hotel und auf dem Gipfel Hunderte zusammen, muntere Bergknaben aus dem Oberland und dem Entlebuch überlassen die Aussicht auf die Berge vom Säntis bis zur Dent du Midi den Städtern und jodeln, daß die fremden Besucher aufhören und das Teleskop vergessen.

Laut Heinrich Federers Roman gibt es Berge und Menschen; die erstern als die älteren und beständigen helfen die kurzzeitigen Menschen erziehen. Aber Reisende und Kurgäste kümmern sich meistens wenig um das Innenleben der anässigen Bevölkerung; sie finden deren Mundart komisch und unverständlich, die eigene aber sehr daseinsberechtigt. Immerhin ist unbestritten, daß das „Brienzer Ditsch“ in Wörtern, Redensarten und der Aussprache wertvolles altes Sprachgut in sich birgt, wenn auch eine teilweise schriftsprachliche Schulung und die Mischung mit fremden Elementen störend eingreifen. Dem Gast von auswärts gilt hauptsächlich das Landschaftliche und die Unterhaltung; die Eigenart und das Seelenleben der Eingeborenen sind ihm gleichgültig und bleiben ihm verschlossen. Eine Charakteristik des geistigen Lebens könnte sich nicht wohl auf die Dorf- oder Gemeindegrenze beschränken; maßgebend ist außer der Abstammung auch die Beschäftigung und die soziale Stellung, nicht der Rang, sondern die größere oder geringere Möglichkeit des Fortkommens. Unsere Leute sind größtenteils nicht wortfarge Einsiedler. Sie lieben Geselligkeit, fröhliche Anlässe zur Unterhaltung, zu Musik und Tanz. Zur Dorfsiedlung mit nachbarlichem Verkehr werden sie nicht nur gedrängt durch die Enge des Kulturbodens, sondern auch durch Neigung. Viele sind begabt, erlernen leichter fremde Sprachen als ihren heimatlichen Dialekt gegen einen andern aufzugeben. Und



Moderne Holzbildhauerei von Hans Huggler, Brienz.

doch werden sehr viele genötigt, auswärts ihr Brot zu suchen. Der Boden langt nicht für alle und außer der von der Mode abhängigen Holzschmiederei hat keine größere Industrie Platz gewonnen. In aller Welt sind Brienzer, und die meisten finden durch Anstellung ihr Auskommen in den verschiedensten Berufen. Aber auch bei äußerem Wohlergehen vermissen sie die alte Heimat; Besuche und Briefe aus der Fremde sprechen laut davon. „Mir fehlt der See“, heißt es oft. Aber es ist nicht der See allein, den sie vermissen; es ist der Mutterlaut der alten Sprache und die Seele einer Landschaft, die so lieb ist zu ihren Kindern und sie doch hart in die Fremde treibt, weil daheim nur die Berge, nicht aber die Menschen reich sind. F. B.

Meereswellen.

„Bist du auch so trunken von Licht?“ fragte die zweite Welle die erste, die ihren Strahlenschaum hoch, in sprühenden, glitzernden Zaden, in tausend und abertausend wehenden, milchweißen Tropfen der Sonne entgegenhob. „Bist du auch so trunken von Licht?“ jauchzte sie, rauschte sie.

Bevor indessen die erste Welle Antwort geben konnte, hatte deren herrliche funkelnde Schaumkrone schon das Ufer erreicht, zerteilte sich, breitete sich in gleißenden Perlstrahlen aus über den goldenen Sand, als möchte sie sich in letzter sehnüchteriger Ummarmung an ihn klammern, ihn festhalten, als könne sie das tieflare Simmellicht nicht lassen. Doch trotz ihrem Widerstreben wurde sie aufgezogen vom Sand, der das letzte Schaumperlchen der strahlenden Wellenkrone lautlos und unablässig in sich hineintrauf. Einen Augenblick später zerteilte die rauschende, lichttrunkene, fragende zweite Welle desgleichen ihre selige Schönheit zerschäumend und zerfließend am Ufer, leise verschwindend im Sand wie ihre vorangegangene Schwester.

Aber aus der unendlichen und ewigen Bewegung des Meeres emporwachsend, emporrauschend, hoben und reckten und dehnten immer neue Wellen ihre Schaumkronen der Sonne zu.

Und immer wieder fragte eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?“

Ach, alle Bewegung, alles Leben ist ein ewiges Emporsteigen, ein kurzes, atemberaubend selgendes Zittern und Beben in der Sonne, in der Schönheit, im blauen von Wundern durchwehten Tag, und ein ewiges Vergehen und Wiederverfinken im Wesenlosen.

Und aus dem Wesenlosen steigt in verborgener, geheimnisreicher, ewiger Bewegung wie Meereswogen immer wieder das Neue empor.

Und immer wieder fragt eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?“

Johanna Siebel.

Der Sohn des großen Korsen.

Zum 100. Todestag des Herzogs von Reichstadt, 22. Juli 1932.

Am 22. Juli 1832 schloß zu Schönbrunn bei Wien im Alter von erst 21 Jahren der Sohn Napoleon I., der unglückliche „König von Rom“, seine Augen. Ein Prinzenschicksal von erschütternder Tragik! Am 21. März 1811, morgens früh um fünf Uhr, verkündeten hundert Kanonenschüsse und die Gloden der Notre-Dame den Parisern die glückliche Geburt eines Thronerben, der auf den Namen Napoleon Franz Josef Karl getauft wurde. Ungeheuer war der Jubel, nicht nur in Frankreich, auch bei uns. Hören wir, wie man in der Schweiz die Kunde der Geburt des Königs von Rom, diesen Titel hatte Napoleon dem Kleinen in die Wiege gelegt, aufnahm. Am 23. März brachte Graf Talleyrand dem schweizerischen Bundesoberhaupt Grimm in Solothurn die Nachricht von der Niederkunft der Kaiserin Marie Luise. Sogleich donnerten die Kanonen und feierten das glückliche Familienereignis des „hochherzigen Vermittlers“. Am 24. März war in der St. Ursustirche zu

Solothurn ein feierliches Hochamt, an welchem alle Amtspersonen teilnahmen. In Bern war schon am Abend zuvor ein Pariser Eilbote mit der Nachricht eingetroffen. Der Große Rat sandte eine Abordnung an die Gesandten von Frankreich und Oesterreich. Am 31. März predigte der Pfarrer Müsli im Münster, wie der Mann der Vorsehung, der unsere Heimat den Zerwürfissen entriß und die schweizerische Republik über acht Jahre mitten unter den größten Länderverheerungen mit besonderer Vorliebe in Ruhe und Frieden beschützt habe, dieselbe ihrem edlen Zweck immer näher bringend, ihr fortdauernd Beweise seiner Geflossenheit gebe. Er endete seine Predigt mit einem Gebet, Gott möchte das neugeborne Friedenspfand zum Wohle der Menschheit bewahren, daß er einst nach dem Vorbilde seines erhabenen Vaters die Biederkeit und Bundestreue des schweizerischen Volkes schützen und die zum Glück der Schweizer unentbehrliche Unabhängigkeit und die republikanische Verfassung behüten möge. Die Sängern und Sängern der bernischen Musikgesellschaft sangen das Te Deum. Dann offerierte der Stadtrat dem diplomatischen Korps im Antikessaal ein Gastmahl. Am andern Tage wurde das Te Deum vor dem Hause des französischen Gesandten nochmals gesungen. Ein Fest auf der französischen Gesandtschaft, wie Bern noch keines gesehen, beschloß die Festlichkeiten. Tausende von Lampen erleuchteten den Erlacherhof und unter den durchscheinenden Gemälden erweckte besonders eines Aufsehen: Ein mit einer Glorie umgebenes Kind mit einem Delzweig in der Hand darstellend und mit der Inschrift: „Es sichert das Heil des Universums!“ In Aarau feierte man die Geburt in einem Nationalfest. Grobkantonspräsident Friedrich sagte in seinem Toast, das erste Lächeln des Kindes in den Tuilleries habe den „Krieg entwaftet“, die Völker und Fürsten „in Liebe vereint“. Die Herren des Waadtlandes befahlen ihren Predigern, in ihren Gebeten die Worte anzubringen: „Segne den erlauchten Kaisersohn, möge er reich werden an Gaben und Glück. Und wie er einst an den Schweizern stets eine getreue Nation haben wird, so mögen diese stets einen Freund und Schirmen ihrer Konstitution in ihm besitzen“. In Basel deklamierte ein Ratsherr Verse. In Frauenfeld ging es ebenfalls hoch her. Ein Transparent zeigte Frankreichs Adler die Flügel über die 19 souveränen Stände der Eidgenossenschaft breiten und die Inschrift: „Napoleon Franz Josef, die Hoffnung der Welt!“ Nur Zürich unterließ besondere Veranstaltung, habe aber hernach, sagt Dechsl, Gewissensbisse gehabt.

Und so ging es natürlich allenthalben in Europa. Nie ist die Geburt eines Kindes derart gefeiert worden, weder vorher, noch nachher. Umso tragischer mutet uns das Prinzenschicksal an. Vorerst fühlte sich Napoleon zwar glücklich, beschäftigte sich erstaunlich viel mit dem Kinde. Der Feldzug nach Rußland kam, die unglücklichen Schlachten in Deutschland schlossen sich an. Am 6. April 1814 dankte Napoleon zugunsten seines Sohnes ab. Marie Luise trennte sich von dem auf Elba verbannten Gatten. Sie schrieb ihrem Vater: „Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten, dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, das nicht verdient, eine so traurige Lage mit ihm zu teilen.“

Am 23. April 1814 reiste Marie Luise mit dem kleinen „König von Rom“ nach Wien. Alles, was französisch anmutete, wurde aus der Umgebung des Prinzen entfernt, der den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhielt. Der Kleine zeigte nach den übereinstimmenden Aussagen von Zeitgenossen einen lebhaften Geist. Seinen Vater vergaß er nicht. Einmal fragte er seinen Lehrer Foresti: „Ist mein teurer Vater, da er so viel Unheil angerichtet hat, ein Verbrecher?“ Foresti antwortete taktvoll: „Nicht von uns hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen. Lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn!“ Für den Soldatenberuf zeigte der junge Napoleon nicht nur ausgesprochenes